Hochhausstadt Frankfurt: *Klaus Meier-Udes Foto aus dem Jahr 1985 zeigt den Opernplatz mit Zürich-Haus, SGZ-Hochhaus und Alter Oper.* Foto Institut für Stadtgeschichte

Eine Geschichte von Aufbau und Verlust

Wie wurden die Türme zur Krone der Stadt? Das Architekturmuseum widmet sich dem Hochhausbau in Frankfurt.

Von Rainer Schulze

Es war nur ein Aprilscherz. Am 1. April 1927 druckten die „Frankfurter Nachrichten“ eine Karikatur. Sie zeigt „die Neugestaltung des Opernplatzes“, der, umgeben von Hochhäusern und umtost von Autos, Flugzeugen und Straßenbahnen, fast verschwindet. Damals war Frankfurt noch weit davon entfernt, über sich hinauszuwachsen. In Berlin, Hannover und Köln standen höhere Häuser. Das änderte sich nach dem Krieg rasch. Und die Karikatur wurde zur Prophezeiung.

„Himmelstürmend. Hochhausstadt Frankfurt“. So ist die große Ausstellung überschrieben, die das Erdgeschoss des Architekturmuseums füllt. Das Thema liegt auf der Hand. Wie aber nähert man sich einem Gegenstand, den man ständig vor der Nase hat? Der Kurator Philipp Sturm nimmt sich einzelne Projekte und Stadtteile vor und zeigt ihre Genese. Das funktioniert gut, denn jedes einzelne Bauvorhaben steckt voll interessanter Geschichten und weist auch über sich selbst hinaus. Aber dieser Aufbau geht natürlich zu Lasten eines chronologischen Überblicks. Ortsfremde wären vermutlich für einen Zeitstrahl dankbar.

Sturm hat manch Überraschendes zutage gefördert. Er hat mehr als hundert Modelle, zahlreiche Architekturskizzen, detaillierte Pläne und viele Fotos zusammengetragen, darunter auch Kurioses: Auf einer Aufnahme aus dem Jahr 1990 ist der Architekt Helmut Joos abgebildet, wie er in einer Pose, die lässig wirken soll, aber doch irgendwie verkrampft weltmännisch daherkommt, den Fuß auf das Podest des Campanile stellt. Der Bau neben dem Hauptbahnhof scheiterte einst an der stolzen Hannelore Kraus aus der Nachbarschaft, die auch für acht Millionen Mark nicht ihre Zustimmung zu dem Bauvorhaben geben wollte. Ein anderes Bild zeigt Oberbürgermeister Wolfram Brück, Messe-Chef Horstmar Stauber und Baulöwe Jerry Speyer, die 1988 wiehernd vor Lachen mit dem Modell des Messeturms spielen. Hochhäuser sind auf diesen Bildern die klassischen Symbole für Macht und Geld. Und sie stehen für die Nähe von Hochmut und Fall.

Die Geschichte des Hochhausbaus in Frankfurt ist auch eine tragische Geschichte. Der Häuserkampf des Westends steht stellvertretend für die Zerwürfnisse in der Stadtgesellschaft und für die Ohnmacht gegenüber der Spekulation. Heute hat sich die Stadt mit den Hochhäusern versöhnt. Die Ausstellung führt vor Augen, welche Schmuckstücke die Stadt in ihren engen Grenzen hat. Vom herrlichen Junior-Haus über die filigranen Olivetti-Türme bis zum eleganten EZB-Turm.

Unterdessen konzentriert sich die Schau nicht nur auf das Bestehende, sondern auch auf das Vergangene und auf das Mögliche: Das Spiel „Was wäre, wenn …“ wird gleich an mehreren Stellen ausgetragen. Was wäre, wenn der Hauptbahnhof mit einem Kongresszentrum überbaut worden wäre? Die Skizzen dieser Dystopie lassen den Betrachter tief aufatmen. Oder was wäre, wenn Ludwig Mies van der Rohe 1968 den Wettbewerb für den Commerzbank-Turm gewonnen hätte? Dann stünde heute das einzige deutsche Hochhaus des genialen Architekten in Frankfurt, und die Neue Mainzer Straße wäre keine Bankenklamm. Mies hatte einen Turm mit einem kleinen Pavillon entworfen. Es ist müßig, dem Verlust hinterherzutrauern. Aber es ist sehr interessant, sich damit zu beschäftigen. Auch Visionen sind zu sehen, von denen wohl noch nicht einmal der Bauherr weiß, ob sie jemals realisiert werden. Der Marienturm etwa und Wohntürme im Europaviertel.

Ein dreiminütiger Videofilm zeigt den Moment, in dem der 1972 erbaute AfE-Turm gesprengt wird. Das hat etwas Monströses, Gewaltiges, dem man sich kaum entziehen kann. Die Geschichte des Hochhausbaus in Frankfurt ist auch eine Geschichte des Verlustes. Die erste Generation der Hochhäuser ist längst vergangen. Darunter sind so unwiederbringliche Exemplare wie das Zürich-Hochhaus am Opernplatz oder das Fernmeldehochhaus an der Hauptwache. Auch daran erinnert die Ausstellung in großformatigen Schwarzweißaufnahmen.

Wie bekam die Stadt ihre Krone? Wie gruppierten sich einzelne Zahnstocher zur Skyline? Die Geschichte des Hochhausbaus ist auch der Versuch, diese Entwicklung zu steuern. Mit Rahmenplänen will die Stadt den Bau der Skyline in geordnete Bahnen lenken. Was hat man nicht alles ausprobiert: Nach dem Krieg wollte man die Türme ringförmig in den Wallanlagen anlegen, dann kam der Fünf-Finger-Plan, schließlich die bis heute erfolgreiche Idee der Pulkbildung.

Allerdings bleibt in der Ausstellung auch einiges auf der Strecke. Es fehlt beispielsweise ein „technisches Kapitel“ zur Ingenieurskunst. Und auch die negativen Auswirkungen des Hochhausbaus werden nur implizit angesprochen, etwa in der spannenden, aber kurzen Abteilung über den Häuserkampf im Westend. Die Umwelteinflüsse, Schatten und Fallwinde und die Wirkung auf das soziale Gefüge bleiben ebenfalls Andeutung.

Der Hochhausbau in Frankfurt ist auch die Geschichte technischer Innovation und architektonischer Moden. Darüber, wie sie sich verändert haben, hätte man gern mehr erfahren. Diese Lücke füllt ein Katalog. Es kommen Fachleute zu Wort, die in die Planung eingebunden waren, etwa die für Stadtplanung und Bauaufsicht zuständigen Frankfurter Amtsleiter. Der Katalog ist nicht zuletzt ein wertvolles Register. Anscheinend lückenlos wird die Geschichte des Hochhausbaus in Frankfurt dokumentiert. Aber auch dort nicht chronologisch, sondern nach Stadtteilen gegliedert.

Die Ausstellung im Deutschen Architekturmuseum, Schaumainkai 43, ist von morgen an bis zum 19. April 2015 dienstags und donnerstags bis sonntags von 11 bis 18 Uhr sowie mittwochs von 11 bis 20 Uhr geöffnet.

Bad Homburg
exklusiv

ESFAHANI Teppichhaus
Teppichreparatur & Teppichbiowäsche
bis 30. November statt 20 €/m²
jetzt nur 15 €/m²
...auf 3 Etagen!
Louisenstr. 32 Bad Homburg ☎ 06172-9 44 37 40

SENIORENBETTEN
Matratzen + Motorroste
MÖBEL SPRINGER
BAD HOMBURG • SAALBURGSTRASSE 58 • TEL. 06172/36291

Unsere Leser –
Ihre Kunden

Zwischen den Zeiten

Klassische Philharmonie im Kurhaus Wiesbaden

Im 18. Jahrhundert, in der Übergangsphase vom Barock zur Klassik, galt Carl Philipp Emanuel als der „große“ Bach, während die Musik seines Vaters Johann Sebastian fast schon aus der Mode gekommen war. Mozart hat vom „großen“ Bach einiges über die Entwicklung des „empfindsamen Stils“ gelernt, wenngleich seine Musik der des jüngsten Bach-Sohns Johann Christian Bach mehr ähnelt. Da Carl Philipp Emanuel Bach 1714 geboren wurde, wird derzeit hin und wieder ein Werk von ihm ins Programm genommen. Beim Konzert der Klassischen Philharmonie Bonn im Kurhaus Wiesbaden war es jetzt das Konzert für Klavier und Streichorchester d-Moll Wq 23, dessen Schwanken zwischen Aufbruch und Barock-Relikten die Zuhörer direkt mit Mozarts klassischem Stil – auf dem Programm stand das Konzert für Klavier und Orchester Nr. 12 A-Dur KV 414 – vergleichen konnten. Die 1970 in Kroatien geborene, heute in Köln lebende Pianistin Ana-Marija Markovina spielte beides lebendig und klar strukturiert. Chefdirigent Heribert Beissel begleitete umsichtig und rahmte beide Klavierkonzerte mit Händels Concerto grosso G-Dur op. 6 Nr. 1 und Mozarts Sinfonie Nr. 29 A-Dur KV 201, die sehr gern als Programmfüller gewählt wird, obwohl Dutzende anderer Mozart-Sinfonien einer Aufführung harren. *bud.*

Das Museum schafft die Wende

Wiesbadener Restitutionskampagne endet erfolgreich

Dass das Museum Wiesbaden die Wende schaffen wird, stand schon kurz vor der Zeit fest. Eine entsprechend betitelte Kampagne hat das Ziel, das 1879/80 entstandene Gemälde „Die Labung“ von Hans von Marées auch rechtmäßig in den Besitz des Hauses zu bringen. Dort befindet es sich seit 1980, als ein Sammlerpaar es dem Haus schenkte. Kürzlich brachte die in Wiesbaden seit einigen Jahren verstärkt betriebene Provenienzforschung allerdings zutage, dass das Bild 1935 dem jüdischen Kaufmann Max Silberberg gehört hatte, dem es von den Nationalsozialisten abgepresst worden war. Das Museum machte daraufhin Silberbergs Erben ausfindig und handelte mit ihnen die Restitution aus. Für den Erwerb waren 200 000 Euro aufzubringen.

Ein Drittel der Summe hatte gleich zu Beginn die Kulturstiftung der Länder zugesagt, ein weiterer beträchtlicher Teil, 66 667 Euro nämlich, kam am Mittwochabend bei einer Benefizgala im Museum zusammen. Was die restliche Summe angeht, war der Bürgersinn der Wiesbadener gefragt, die mit Spenden den Verbleib des Bildes in „ihrem“ Museum sichern helfen sollten. Bis heute hatten sie dafür Zeit. Wie sich bei der Gala herausstellte, hat sich ein bislang anonymer „weißer Ritter“ gefunden, der einen eventuell fehlenden Betrag am Ende aufstocken will.

Einstweilen hing das Bild, das gerade für die Wiesbadener Sammlung von großer Bedeutung ist, weil es dort eine Lücke zwischen traditioneller und moderner Malerei schließt, mit dem Rücken zu den Besuchern. Das mythologische Motiv mit zwei Frauen, die einem dürstenden Jüngling ein Gefäß mit der titelgebenden Labung reichen, war bislang also noch gar nicht zu sehen. Nun aber gibt es Grund zur Zuversicht, dass Minister Boris Rhein das Bild heute umdrehen kann und Wiesbaden die Wende damit tatsächlich geschafft hat. *fish.*

Eine Welt aus Knospen

Anke Röhrscheid stellt in der Galerie Detterer aus

Es geschieht nicht allzu häufig, dass eine Künstlerin, deren Werk man recht gut zu kennen glaubt, den Betrachter dann derart überrascht. Und nicht jede dieser Überraschungen, mit denen Anke Röhrscheid in der Frankfurter Galerie Detterer derzeit aufwartet, mag man vorbehaltlos auch gelungen nennen. Weniger, weil die einstige Meisterschülerin von Hermann Nitsch sich nun von einer gänzlich neuen Seite zeigte. Im Grunde ist zunächst das Gegenteil der Fall.

Auch bei ihrem mittlerweile dritten Soloauftritt an diesem Ort bleibt sie sich, ihrer Technik, ihrem Thema und den immergleichen, immer neuen und stets seltsam anders sich gebärdenden Kreaturen treu. Seit sie vor etwa 15 Jahren das Aquarell für sich entdeckt hat, sind ihre Formate zunächst immer kleiner, auch immer dichter und intimer geworden und arbeitet sie ihre absonderlichen und doch dem Betrachter merkwürdig vertrauten Formen und Figuren, Traumgespinste oder Fabelwesen mit nichts als Wasser aus saftig rotem oder pinkfarbenem, meist freilich tiefschwarzem, akribisch aufgebautem Fond heraus. Jean-Christophe Ammann hat Röhrscheids besondere Technik einmal kaum verklausuliert als sexuellen, erotisch aufgeladenen Akt beschrieben.

Vertieft man sich in diese sinnlich zarten Blätter, taucht man ein in diese Welt aus Knospen, Kapseln und wie reife Früchte aufgeplatzten Knollen, in das Geflecht aus Keimen, Fäden und Tentakeln, die sich hier umschlingen und umgarnen, dort verknoten und durchdringen und dabei verführerische, seltsam schöne Blüten treiben, dann erscheint das keineswegs weit hergeholt.

Arbeiten wie diese stehen denn auch im Zentrum der aktuellen Präsentation. Und doch ist alles anders, tritt neben die intimen, mikroskopisch fokussierten Blätter eine neue, in gewaltige Formate mündende makrokosmische Perspektive von barocker Opulenz, die diese so treffend wie poetisch „Phasmes“ überschriebene Schau in vibrierender Spannung hält.

Immer schon hatte man den Eindruck, dass sich Röhrscheid malend Blatt für Blatt allmählich eine eigene Welt und einen eigenen Kosmos schafft. Und es scheint, dass Phasmes“ das Wunder eines neuen Schöpfungstags zeigt. Nur ihr erster Film, die vielleicht noch größere Überraschung der Ausstellung als die raumfüllenden Formate, fällt im Kontext der Ausstellung deutlich ab. Dabei ist das von elektronischen Beats ihres Sohnes Ludwig unterlegte Video zunächst einmal aus nichts als animierten Aquarellen komponiert. Doch wenn es „Gedichte sind, die Anke Röhrscheid malt“, wie Jean-Christophe Ammann ihre Kunst einmal charakterisiert hat, dann ist „Apperception“ Prosa, mehr noch, eine kleine, ohne Not zum Epos aufgeblasene Erzählung.

Alles, was in ihrer Malerei in der Schwebe, unergründlich, bisweilen auch widersprüchlich, stets aber ein verführerisches Rätsel bleibt, scheint in bewegten Bildern plötzlich eindeutig, gebändigt und in lineare Form gebracht. Und während ihre malerische Poesie sogleich und immer wieder neu verzaubert, bewegt sich Röhrscheid erzählerisch in dem für sie noch neuen Medium bedenklich nah am Kitsch. Immerhin, die Bilder, mag sich der Besucher trösten – und insofern ist die Schau so überraschend wieder nicht –, die Bilder also sind wie immer: schlicht und einfach große Klasse.

CHRISTOPH SCHÜTTE

Die Ausstellung in der Frankfurter Galerie Martina Detterer, Hanauer Landstraße 20–22, ist bis zum 29. November dienstags bis freitags von 13 bis 18.30 Uhr, samstags von 11 bis 14 Uhr geöffnet.

Alles außer Geld

Das Filmhaus Frankfurt besteht seit 25 Jahren

Wer sich für einen Beruf in der Medienbranche interessiert, geht nicht zur Agentur für Arbeit, sondern ins Filmhaus Frankfurt. Strenggenommen ist das Filmhaus nur eine Film-Etage: Zu finden ist sie seit 2008 in der Ostbahnhofstraße mit Institutionen wie dem Bundesverband Jugend und Film, dem Bundesverband kommunaler Filmarbeit oder dem Kino- und Filmbüro Hessen.

Nicht nur Neueinsteiger, sondern auch etablierte Filmschaffende finden im vor 25 Jahren in der Hamburger Allee gegründeten Filmhaus alles, was sie brauchen. Außer Geld. Vor allem also Beratung und Fortbildung. Schulabsolventen beispielsweise erhalten Informationen über geeignete Ausbildungsstätten. Als da wären die Fachschule Kassel und die HfG Offenbach für Kreative, die Fachhochschule Wiesbaden für die wirtschaftlich und technisch Interessierten oder die Fachhochschule Darmstadt für die komplette Mediaproduktion. Von der Trickfilmschmiede Clayart bis zum Hessischen Rundfunk kommen auch Unternehmen für die maßgeschneiderte Ausbildung in Frage.

Ralf Förg, der den heute von rund 90 Mitgliedern getragenen Verein managt, weiß: „Die Entscheidung über die Berufswahl wird ab dem 16. Lebensjahr getroffen.“ Die allgemein zugängliche digitale Technik und das Internet erleichtern schon Schülern den Zugang. Einen guten Film zu machen wird dadurch aber keineswegs einfacher.

Während die Mitarbeiter des Filmhauses die Ausbildung zum Profi vermitteln oder dabei beraten, ist dortselbst die Qualifikation auf Spezialgebieten mit durchschnittlich 30 Seminaren pro Jahr möglich. Zum Angebot gehören Themen wie „Fiktionales Schreiben: Von der Idee zum Exposé“, „Film- und TV-Produktion in der Rechtspraxis“, „Kostümbild, Szenenbild, Bildgestaltung“ oder „Dramaturgie für Dokumentarfilme“. Die Referenten kommen aus der Medienwirtschaft, sind aber auch Rechtsanwälte. Die Schulung findet im eigenen Seminarraum mit 15 Plätzen statt. Bei Bedarf steht auch der Raum des Medienzentrums Frankfurt zur Verfügung.

Zusätzlich berät eine ehrenamtliche Mitarbeiterin zweimal pro Woche in Sachen Produktion. Ihre Tipps umfassen Finanzierung, Förderung, Partnersuche ebenso wie Konzepte für das Ausland. Die Möglichkeiten einer Low-Budget-Produktion für eine gute Idee werden ebenso ausgelotet wie Drehbücher für den Hessischen Filmpreis empfohlen.

Als echter Berufsberater ist Förg zweimal im Jahr in Hochschulen präsent, ist an der Organisation von Festivals wie Africa alive, Cuba im Film oder Visionale beteiligt und gibt mit dem Teilzeitmitarbeiter Martin Loew die zweimal jährlich erscheinende Zeitschrift „Grip“ heraus. Auch ein nichtgewerblicher Technikverleih gehört zum Service; Kameras, Stative oder Richtmikrofone waren schon beim Bürgerkrieg in Angola, in Israel oder bei der Unabhängigkeit von Süd-Sudan im Einsatz. Zum Jahresetat des Filmhauses von 185 000 Euro trägt die Stadt 132 00 Euro bei, der Rest kommt durch Mitgliedsbeiträge, Seminargebühren und Spenden herein. *ric.*

Kurz & klein

Abschied muss weh tun

Lange war der Abschied angekündigt, nun geben der Musikkabarettist Jo van Nelsen und sein Pianist und Co-Akteur Thorsten Larbig tatsächlich ihre letzten gemeinsamen Vorstellungen. Das Programm „Wunschlos glücklich!“ ist nur noch zweimal zu sehen: Am 29. November von 20 Uhr an im Thalhaus Wiesbaden und zum allerletzten Mal am 5. Dezember von 20 Uhr an in der Frankfurter Käs. Von November an stellt van Nelsen ein neues Format vor, das er entwickelt hat: Grammophon-Lesungen. Die erste heißt „Lametta, Gans und Siegeskranz“ und widmet sich deutschem Weihnachtskitsch in Text, Bild und Ton vom Grammophon. *emm.*